Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 40. 1896.

Pflichtvergessen.

Novelle aus dem Berliner Leben.

Von **F. v. Kapff-Essenther.**

1. (Nachdr. verboten.)

Frau Therese Winter stand, fertig zum Ausgehen, in elegantem Theatermantel und weißer Plüschkapotte am Fenster und wartete auf ihren Mann.

Die Uhr auf dem Kamin hatte eben sieben geschlagen; um halb acht Uhr begann die Oper. Therese hatte sich so sehr auf „Fidelio“ gefreut, und noch war von Eugen nichts zu sehen! Zweimal war Lene, das Stubenmädchen, schon an der Salonthür gewesen, um das elektrische Licht abzustellen, falls Madame fort wäre; aber sie hatte sich still zurückgezogen, nicht ohne einen Blick des Bedauerns auf die junge Frau zu werfen.

Wie unverantwortlich von Eugen, sie auch heute wieder warten zu lassen! Sie hatte sich ja schon darein gefunden, daß er immer und immer durch Geschäfte abgehalten war, aber es hatte sie doch schon Thränen gekostet, so Tag für Tag allein zu sein, ja, ihn oft nur des Morgens zu sehen.

Und sie hatte ihm doch aufrichtige Neigung entgegengebracht, diesem begabten, schönen, temperamentvollen Manne der zwar bei ihrer Verheirathung noch nichts besaß, als verlockende Aussichten, der aber die ganze Welt erobern zu wollen schien.

In den ersten Jahren durfte sie auch glauben, daß alle ihre Hoffnungen sich verwirklichen würden. Eugen, der zuvor eine gutbezahlte und angenehme Stellung in einem der ersten Berliner Bankhäuser inne hatte, gab diese eines Tages plötzlich auf.

„Ich will nicht länger der Narr sein, der zusieht, wie Andere Millionen erwerben,“ hatte er gesagt. „Du mußt nämlich wissen,“ fügte er überlegen hinzu, „das ist gar kein Kunststück! Es gehört eigentlich nur Muth dazu — nichts als Muth! Natürlich muß man's unter Umständen ein Weilchen aushalten, muß auch einmal etwas riskiren können. Aber das kann ich ja jetzt. Und Du wirst sehen, Therese, in einem Jahre steht Dein Coupé vor der Thür, genau so eines, wie das der Frau Bankdirektor!“

Sie glaubte zwar nicht an das Coupé — das war ja am Ende auch zu viel! — aber sie glaubte an ihn, an Eugen!

Hatte er sie doch sozusagen im Sturm gewonnen. Sogar die Erinnerung an ihre erste Liebe war seinem energischen Wesen gewichen. Ihm würde wohl auch die Göttin des Glücks kaum lange widerstehen!

Zu diesem Vertrauen auf seine persönliche Macht kam, daß Therese auch nicht das Mindeste von Geschäften verstand. Sie war die einzige Tochter eines Gelehrten, der merkwürdigerweise Geld verdient hatte. Professor Mahner, ursprünglich Lehrer der Mathematik an höheren Schulen, hatte sich in seinen Mußestunden mit den Problemen der Versicherungstechnik beschäftigt. Dann faßte er einmal in ein Buch zusammen, was er auf diesem Gebiet errechnet und ersonnen hatte, und das Werk seiner stillen Stunden kam in die rechten Hände. Schon wenige Tage nach dem Erscheinen seines Buches erging an den Professor die Anfrage, ob er für eine namhafte Lebens- und Rentenversicherungsgesellschaft einen großen Neuerungsplan auszuarbeiten geneigt wäre. Er sagte zu, anfangs nur, weil es ihn reizte, die Ergebnisse langjähriger Studien endlich einmal praktisch anwenden zu können. Mit der ganzen Gründlichkeit des deutschen Gelehrten vertiefte er sich in die ihn immer mehr interessirende Aufgabe, und das Resultat war in der That überraschend: man trug ihm einen Platz in der Verwaltung der „Urania“ an, der viel besser bezahlt wurde als seine Lehrerstelle. Von seiner Nei-

Eine Tochter des Südens. Nach einem Gemälde von J. Lieck. (S. 315)

gung nicht minder gedrängt, wie von dem Wunsche, für Frau und Kind etwas zurückzulegen, nahm er an und war in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Autorität ersten Ranges auf dem damals noch wenig bestellten Felde des Versicherungswesens geworden. Anspruchslos und sparsam, wie er war, erwarb er sich im Lauf der Zeit ein Vermögen, wie er es früher nicht erträumt hatte.

Er blieb auch vorsichtig, als er schon ein wohlhabender Mann war. Zwar ließ er, wie das ganz selbstverständlich war, seiner Tochter eine gute Erziehung zu Theil werden, aber er hütete sich doch davor, etwas von dem Hochmuth der Reichen in ihr aufkommen zu lassen. Als sie siebzehn Jahre alt war, und der Sohn eines Millionärs sich um das sanfte, liebliche Mädchen bewarb, ein Mann, der übrigens auch ihr ganz außerordentlich gefiel, da setzte er seine ganze väterliche Autorität ein, um noch im letzten Moment diese Verbindung zu verhindern. Vor dem großen Reichthum und noch mehr vor seinen Trägern hatte er allezeit ein geheimes Grauen empfunden.

Ein Glück, daß sein Töchterchen einer tieferen Leidenschaft gar nicht fähig schien. Sie hatte den jungen Frege gern, sie war ganz betroffen, als ihr der Vater eines Tages seine Ansichten über die reichen Leute im Allgemeinen und über diesen Millionärssohn im Besonderen entwickelte, aber sie gab doch ohne sichtbare Zeichen des Schmerzes nach.

„Siehst Du, mein Kind," meinte ihr Vater in seiner dozirenden Art, „solche Besitzansammlung widerstrebt dem Naturgesetz. Es sind immer ganz besonders glückliche Umstände, die sie verursachen, seltene, ich möchte sagen krankhafte Ausnahmeerscheinungen, die aber ganz wie andere Krankheiten verlaufen. Irgend eine Einzelheit des Gesammtorganismus entwickelt sich, aus wer weiß was für Gründen, stärker, schneller, als die übrigen; sie wächst und wächst auf Kosten ihrer Umgebung, bis ihre Uebermacht erdrückend auf die anderen Theile wirkt. Und das Ergebniß ist eine in irgend welcher Form sich äußernde Empörung der Zurückgebliebenen. Sei es, daß sie jenem Theile den Gehorsam versagen, daß sie nicht mehr mit ihm gemeinsam zum Ganzen wirken wollen, oder daß sie, in ihrer Vielheit stärker als auch der mächtigste Sondertheil, über den Bevorzugten herfallen und ihn zu Grunde richten. Dieser Prozeß tritt freilich nicht immer deutlich in die äußere Erscheinung; oft sieht es aus, als ginge der Uebers starke an seiner Kraft zu Grunde. Jedenfalls gibt es nur sehr wenige große Vermögen, die sich bis in die dritte oder vierte Generation erhalten. Herr Ottmar Frege ist der Erbe eines enormen Vermögens. Aber er hat, wie ich überzeugt bin, keine von den Eigenschaften, die erforderlich sind, um solch' einen Besitz zu verwalten. Er wird früher verarmen, als Du es für möglich hältst, weil er nur zu genießen versteht, nicht auch zu hüten, was er besitzt."

Ottmar Frege war damals dreiundzwanzig Jahre und — dem Namen nach — Student der Rechtswissenschaft. In Wirklichkeit war er ein verschwender;)her Nichtsthuer, ein Mensch, dem keine Laune zu theuer, kein Einfall zu bizarr, keine Verrücktheit verrückt genug erschien. Und als es einmal stadtbekannt wurde, daß er einer italienischen Primadonna einen Mops verehrt hatte, dessen silbernes Halsband mit kostbaren Edelsteinen besetzt war, da begann auch Therese zu begreifen, daß sie neben diesem thörichten, leichtsinnigen Manne kaum glücklich werden könnte. Und die Verlobung wurde aufgehoben.

Man wunderte sich ja, als an Stelle dieses jungen Krösus sehr bald ein einfacher Kaufmann sich um die Hand des jungen Mädchens bewerben durfte, aber der Professor hatte nie nach den Leuten gefragt. Dieser junge Mann da, der sich aus eigener Kraft bis zum Prokuristen einer großen Bank emporgeschwungen hatte, dieser Eugen Winter, der wirklich rechnen gelernt hatte, wog ihm ein halbes Dutzend Millionärssöhne auf. Für ihn trat er warm und mit Ueberzeugung bei seiner Tochter ein, was um so sicherer wirkte, als Eugen ein liebenswürdiger, sehr hübscher Mann war, einer von Jenen, denen das Streben, emporzukommen, sozusagen aus den Augen blitzt.

Der Professor hatte ihn kennen gelernt, als sich einmal zwischen der „Urania" und jener Bank, bei welcher Eugen angestellt war, eine gewaltige finanzielle Transaktion vorbereitete. Damals handelte es sich darum, in wenigen Tagen eine genaue Bilanz aufzustellen. Die Direktoren der Bank erklärten es für unmöglich, den ungeheuren Zahlenaufmarsch in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen — fast wäre das ganze Geschäft an dieser Schwierigkeit gescheitert. Da meldete sich Eugen Winter, bis zu diesem Tage ein junger Komptoirist wie viele Andere, nicht fleißiger und fähiger, dem Anschein nach, als die ganze Schaar seiner Kollegen. Er werde die gewünschte Aufstellung bis zur festgesetzten Stunde liefern. Und in der That — es gelang ihm. Eine beträchtliche Gratifikation war die nächste und seine Verlobung mit Therese Mahner die weitere Wirkung von Eugen's Kraftanstrengung.

„Da ist innere Spannkraft, da ist ein starker Wille. Da ist gesunde Arbeitskraft," versicherte der Professor seiner Frau und Tochter, „das wäre der Mann, den ich mir zum Schwiegersohn wünschte!"

Bei dem unbegrenzten Respekt, den der Professor in seinem Hause genoß, genügte solch' ein Wort. Es war zudem, wie gesagt, nicht schwer, sich zu fügen, denn Eugen war in der That ein Mensch, wie geschaffen, solch' einem weltfremden, schweigsamen Geschöpf, wie Therese, nur zu schnell das Köpfchen warm zu machen.

Uebrigens ging der Professor, ungeachtet seiner Begeisterung für Eugen, nicht unvorsichtig zu Werke. Die jungen Leute sollten sich kennen lernen — Eugen sollte auch noch ein paar Jahre älter werden. Professor Mahner traf auch sonst alle Vorsorge, sein Kind sicher zu stellen. Er bewilligte ihr keine Mitgift, sondern wollte seinem Schwiegersohne nur eine jährliche Rente zahlen. So zwang er ihn halb und halb, in seiner Stellung zu verbleiben. Denn Eugen selbst war mittellos, der Sohn einer armen Wittwe. Der Vater hatte ein schlimmes Ende genommen, er war ein leidenschaftlicher Spieler gewesen.

Bis zu einem gewissen Punkte schienen sich alle Vorhersagen des Professors mit fast wunderbarer Genauigkeit erfüllen zu wollen. Ottmar Frege ging wirklich zu Grunde, er war bereits unter Kuratel gestellt worden, als Therese sich kaum mit Eugen verheirathet hatte. Drei Viertel seines enormen Vermögens hatte er in der Zeit von wenigen Jahren auf eine wahrhaft sinnlose Weise todtgeschlagen. Ein Jahr später mußte die Vormundschaft aus Rechtsgründen aufgehoben werden, und diese Zeit hatte der unverbesserliche Verschwender benützt, um Schulden zu machen, für deren Bezahlung der Rest seiner Habe gerade noch hinreichen mochte.

„Daran hättest auch Du ihn nicht gehindert, Therese," erklärte der Professor. „Das war eine nothwendige Folge!"

Und auch seine Meinung über Eugen wollte anscheinend in vollem Umfange zutreffen. Als Ottmar Frege eines Tages plötzlich verschwand, weil daheim seines Bleibens nicht länger war, nahm Eugen eine glänzende Stellung als Bankbeamter ein — noch immer bei derselben Bank.

Kaum fünfzig Jahre alt — Therese war eben zweiundzwanzig und Mutter eines Söhnchens geworden — starb der Professor plötzlich. Wie kaum anders zu erwarten, reichte seine Fürsorge für Theresen über das Grab hinaus: die Mutter blieb Universalerbin — die Tochter bezog nach wie vor ihre Rente. . . .

Ein einziges Mal hatte Eugen versucht, die Schwiegermutter zur Hergabe einer größeren Summe zu bewegen. Es sei eben jetzt großartige Gelegenheit zu einer Spekulation, die unmöglich fehlschlagen könnte und die das Anlagekapital verdoppeln würde. Die Mutter, sonst die Güte selbst, lehnte ab; sie befolgte damit eine strenge Weisung ihres verstorbenen Gatten.

„Ihr habt ja, was euer Herz begehrt," sagte sie, „der Vater hat euch mit freigebiger Hand ausgestattet. Ihr könnt mit eurem Einkommen leben, als wäret ihr heute schon wohlhabende Leute! Und schließlich, was ich besitze, bleibt euch ja, da ich kaum die Zinsen verbrauche!"

Und nun geschah, was selbst der vorsichtige Professor nicht in den Kreis seiner Berechnungen gezogen hatte. Frau Mahner starb in der Narkose, der sie sich gelegentlich einer Zahnoperation ausgesetzt hatte. Trostlos stand Therese an ihrem Grabe.

Auch Eugen war tief erschüttert. Aber nur für kurze Zeit. Sehr bald machte er sich klar: Therese ererbte ein Vermögen von mehr als zweimalhunderttausend Mark. Und nun brach das wahre Wesen seiner Natur hervor: der Spiel- und Spekulantentrieb. Er wollte seine Stellung aufgeben, selbst ein Bankgeschäft begründen, wollte ein Millionär werden.

Vergebens wagte Therese einige leise Einwendungen. Diesem heißen, aufwallenden Temperament ihres Mannes Halt zu gebieten, war sie ganz und gar nicht die Natur. Auch hatte sie volles Vertrauen in seine Tüchtigkeit. Er war eben jung, wollte sich bethätigen, wollte etwas wagen.

Und er wagte. Sein Plan war, das Anlagekapital zunächst durch ein paar kühne Spekulationen zu stärken und erst dann mit der formellen Bildung einer eigenen Firma vorzugehen. In einem halben Jahre, so hoffte er, würde er seine junge Frau in die Bureaux des Hauses Eugen Winter führen können.

Das halbe Jahr verging, und ein zweites folgte; Eugen war noch immer nur ein „Fixer", der gelegentlich auch als Pfuschmakler einmal ein Geschäft abschloß. Ein einziges Mal hatte Therese ganz schüchtern angeklopft: „Hast Du denn schon ein Lokal gemiethet, Eugen?"

„Ich will die Börsenkrise abwarten, in der wir seit einiger Zeit leben," hatte er geantwortet.

Und diese Krise schien wirklich vorhanden; sie nahm auch den jungen Mann augenscheinlich stark in Anspruch. Mehr als je zuvor hatte Eugen außer dem Hause zu thun, und wenn er heimkehrte, war er nicht mehr derselbe. Abgespannt, nervös, in beständiger Erregung, unaufhörlich gehetzt und gejagt, entfremdete er sich seinem Hause — ja, sein Söhnchen kannte er überhaupt kaum.

Den leisen Klagen seiner Frau wußte er immer nur das Eine entgegenzuhalten: er könne nicht mehr zurück.

Wer sich einmal hineinbegeben hat in dieses nicht einen Augenblick zum Stillstand kommende Triebwerk der Börse, den reißt es in wildem Wirbel weiter. . . .

Noch hatte Therese keine Ahnung, mit welchem Erfolge ihr Mann sich in dieses aufreibende Leben gestürzt. Sie mußte glauben, er verdiene jetzt mehr, als in seiner Beamtenstellung, denn er versagte ihr keinen Wunsch, wie sich denn der ganze Haushalt erheblich gesteigert hatte. Daß Eugen Verluste gehabt, daß er gar vom Kapital zehren könnte, kam der jungen Frau nie in den Sinn.

Und doch stand es sehr schlimm um ihn. Gleich die ersten Vorstöße, die er gewagt, hatten ihn in beträchtlichen Schaden gesetzt. Aber es entsprach auch nicht seiner Art, sich etwa, wie nach einer derben Lehre, zurückzuziehen. Er hätte vielleicht den größten Posten „Russen", den er gekauft, mit einem Verlust von etlichen tausend Thalern abstoßen können. Nun war Eugen der geborene Spieler. Er machte Deckungskäufe, das heißt, er vermehrte seinen Effektenbestand, um schließlich an dem vergrößerten Posten hereinbringen zu können, was auf dem Spiele stand. Und die „Russen" sanken und sanken. Schneller, als er selbst es für möglich gehalten hätte, sah er das Erbe seiner Frau schwinden, wie Schnee an der Sonne.

Hätte etwas wie eine tiefere, innere Beziehung bestanden zwischen ihm und Therese, vielleicht hätte er den Muth gefunden, ihr nach und nach von seiner Lage zu sprechen. Aber diese Ehe war doch nur gewissermaßen das Ergebniß eines Rechenexempels, nur so lange richtig, als alle Voraussetzungen unverändert blieben.

Eugen trug es allein. Zwar, er hoffte fanatisch auf seine „Russen", aber die nächste Wirkung der Spekulation war hinreichend, ihn lahm zu legen. Noch ehe ein Jahr verging, war er mit seinen Mitteln zu Ende. Und nun hieß es, den immerhin nicht billigen Hausstand durch täglichen Verdienst aufrecht zu erhalten.

Da durfte man nicht wählerisch sein in den Mitteln. Zunächst waren es nur kleine Börsengeschäfte, Vermittelungen und Aehnliches, was er betrieb; auch eine Stellung suchte er sich zu schaffen. Aber man hatte in den Kreisen, auf die er angewiesen war, Mißtrauen gegen einen Mann, der so waghalsig spekulirte, wie er gethan. Bald trieb ihn die Noth an, sich auf anderen Gebieten zu versuchen. Grundstück und Hypotheken Suchenden bot er seine Dienste an, nur zu häufig vergebens, hier und dort auch einmal eine Provision verdienend. Jedenfalls war er längst von geregelter Thätigkeit abgekommen. Er gehörte heute in die Kategorie der in Berlin nicht sonderlich geachteten „Kommissionäre" — Leute, die für Alles zu haben sind, die aber auch nicht selten dem grinsenden Nichts gegenüberstehen. Und was das Traurigste war, er war in eine Gesellschaft von Leuten gerathen, die, wie er, auf den nächsten Zufall warteten, wie er, von der Hand in den Mund lebten, unaufhörlich auf der Lauer lagen. Diese Leute aber sind es, aus deren Mitte sich das Kontingent der Spieler, oft genug der falschen Spieler, rekrutirt.

In einem großen Kaffeehause nahe der Börse hatte Eugen einmal Jemand eine Stunde lang erwarten müssen. Von Sorgen geplagt, war er an einen der Spieltische getreten, die hier stets besetzt sind. Man spielte „Puff" und zwar um verhältnißmäßig hohen Einsatz. Eine Parthie, die oft kaum eine Viertelstunde dauerte und im Wesentlichen durch die Würfel entschieden wird, um fünfzig Mark und noch höher. Gerade dieses „harmlose" Spiel kannte Eugen; er hatte in seinen Kinderjahren nicht selten den Vater aus der Kneipe rufen müssen und dabei dem Spiele zugesehen, hatte auch in der ersten Zeit seiner Ehe mit Therese „Puff" gespielt.

Während er jetzt aufmerksam den Gang der Parthie beobachtete, wollte es ihm scheinen, als ob die beiden Herren, zwischen denen Gewinn und Verlust hin und her ging, nicht eben alle Vortheile des Spieles begriffen hätten. Gewiß, er war Jedem dieser Beiden reichlich gewachsen. Und als nun einer der Partner abgerufen wurde, lud der Zurückgebliebene Eugen ein, das Spiel mit ihm fortzusetzen.

„Der Einsatz ist mir zu hoch! Ich erwarte überdies Jemand," wandte Eugen ein.

„Wir können ja auch billiger spielen — um zwanzig Mark," war die Entgegnung.

Das wollte Eugen wagen. Er setzte sich und gewann eine, zwei, drei Parthien. Glücklicherweise kam jetzt der Herr, der Eugen von hier abholen sollte. Man beschloß noch eine Revanche parthie — Eugen gewann auch diese.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Tochter des Südens.

(Mit Bild auf Seite 313.)

Unstreitig ist es ein römisches Mädchen, dessen Züge J. Lieck auf seinem Gemälde „Eine Tochter des Südens" (siehe unseren Holzschnitt auf S. 313) verewigt hat. Ihre Schönheit ist nicht die zarte, bleiche von Treibhauspflanzen, sondern in Kraft und Fülle bietet sie ein Zeugniß, wie die heiße Sonne sie in natürlicher Entfaltung gereift hat. Die Freude am Dasein, die Luft am Spiel der Koketterie blitzt ebenfalls aus ihren Augen; um den Mund ruht muthwillige Schelmerei, ein energisches Kinn hebt den kräftigen Ausdruck ihres Gesichts; das schwarze, in trotzigem Stirngelock üppig vordringende Haar vervollständigt das Pikante der Erscheinung. Eine solche Tochter des Südens gehört ganz und gar nicht zum „schwachen Geschlecht"; im Gegentheil, sie ist sich ihrer Herrschaft wohl bewußt.

Der Kanderfall (Schweiz).

(Mit Bild auf Seite 316.)

Von Thun am Thunersee im herrlichen Berner Oberland gelangt man, wenn man das Kanderthal aufwärts geht, schon nach kurzer Wanderung nach Frutigen und in das engere obere Thal. Die Häupter des Wildstrubel, Altels, Balmhorn und Doldenhorn, die man bisher vor sich hatte, werden nun von den Bergmassen des Firsts, Lohners und Fisistocks verdeckt. Oberhalb Kanderstegs spaltet sich das Thal in drei Zweige: das Oeschinen-, das eigentliche Kander- und das Gasternthal. Gerade da, wo von Osten her das letztere mit seinem Wildbach einmündet, stürzt die Kander tobend und brausend über Felsblöcke von bedeutender Höhe in die sogenannte Klus hinab und bildet einen Wasserfall, von dem unser Bild auf S. 316 eine Ansicht gibt. Die dicht zusammenrückenden Felsen verengern das Bett des wilden Kanderbaches, der von dem abschmelzenden Schnee des südöstlichen Lämmergletschers gespeist wird, so sehr, daß der daneben hinführende Saumpfad zum Theil hat in den Felsen gesprengt werden müssen.

Ehemalige Strafe für Pfuscher im Schneidergewerbe.

(Mit Bild auf Seite 317.)

Das mittelalterliche Zunftwesen zeigte überall einen ausgesprochenen Kastengeist. Namentlich suchten sich die Mitglieder einer jeden Zunft gegen nichtzünftige Arbeit durch Androhung strenger Strafen zu schützen, wobei übrigens auch die berechtigte Sorge mitspielte, die Ehre des Gewerkes nicht durch stümperhafte Arbeiten von Pfuschern oder Bönhasen geschändet zu sehen. Unsere Illustration auf S. 317 veranschaulicht eine dazumal in vielen Städten im Schwange gewesene Strafe gegen solche Pfuscher im Schneidergewerk. Der Betreffende wurde durch einen bewaffneten Büttel vor das Haus des Altmeisters geführt und dort Seitens der Meister und Gesellen mit derben Stichelreden empfangen, während die Lehrbuben ihn durch eine auf allen möglichen Instrumenten vollführte Katzenmusik begrüßten. Dann wurde er unter ein großes Faß gesteckt, das man mit mächtigen Steinen beschwerte und unter das nur ein Stück Holz gesteckt wurde, damit der arme Schelm nicht ersticke. So mußte er ein paar Stunden aushalten und wurde dann entlassen, nachdem er abermals weidlich gehänselt und verhöhnt worden war.

I. D. B.

Aus den Erinnerungen eines Afrikanders.

Von Gerhard ten Boer.

1. (Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1883 war ich Kantinenkeeper, das heißt Gastwirth, in Kimberley in Südafrika. Seit man dort im Jahre 1870 Diamanten gefunden, und die Regierung und die Spekulation sich der Sache angenommen hatten, war der bisher öde Platz in West-Griqualand schnell emporgeblüht, und als ich im Jahre 1880 von Kapstadt aus, wo ich mir als junger Kaufmann einige Ersparnisse gemacht hatte, nach Kimberley kam, fand ich einen stattlichen Ort von mehreren Tausend Einwohnern vor.

Die Diamantgruben befanden sich zum Theil im Besitz der Regierung, zum Theil im Besitz einer englischen Bergwerksgesellschaft. Kaffern, Hottentotten und Neger arbeiteten in den Werken, auch Weiße waren hier beschäftigt, aber nur als Aufseher, Ingenieure oder Vorarbeiter.

Der Stadt fehlte zur Entwickelung nur noch die Eisenbahn, welche zu jener Zeit erst bis Beaufort-West führte. Von hier aus mußte man auf Ochsenwagen oder zu Pferde noch einen viele hundert Kilometer langen Marsch zurücklegen, und erst am Ende der achtziger Jahre wurde die Bahn von Beaufort bis Kimberley ausgebaut.

Ich hatte meine ersparten Pfunde benutzt, um Kantinenkeeper zu werden, und in meinem Restaurationszelte verkehrten bald weiße, schwarze und braune Gäste, so daß ich mir schon nach wenigen Monaten ein Haus kaufen konnte, in welchem ich die Wirthschaft in größerem Maßstabe betrieb.

Es war im Juli, also im Winter der südlichen Erdhälfte. In der Nacht war in meinem Schlafzimmer das Waschwasser eingefroren, und am Tage herrschte trotzdem oft eine Hitze, wie in Deutschland im Hochsommer. Da meldete sich bei mir im Laufe des Vormittags, zu welcher Zeit gewöhnlich nicht viele Gäste bei mir waren, ein seltsamer Kunde, der mich deutsch ansprach. Man denke sich eine ungemein lange, hagere Gestalt, mit lang herabwallendem Haupthaar, kummervollen Zügen und hohlen Wangen, dazu an Kleidung, Gesicht und Händen die Spuren einer schweren Arbeit oder außerordentlicher Anstrengungen tragend. Der Fremde fragte mich, ob er bei mir Arbeit oder ein Unterkommen finden könne, und ich erklärte ihm, die erstere könne er nicht erhalten, das letztere nur, wenn er bezahlen wolle. Darauf schüttelte der Deutsche traurig den Kopf und versetzte, augenblicklich könne er nicht bezahlen, aber er wolle es später thun, wenn er erst festen Boden gefaßt habe; er sei erst seit wenigen Stunden in Kimberley und wolle sehen, daß er in den Diamantgruben Arbeit finde.

„Wie heißen Sie, und was sind Sie?" fragte ich ihn.

„Ich heiße Hermann Poppe," versetzte der Fremde, „und bin Mathematiker."

„Also ein Feldmesser oder so etwas?"

„Nein," entgegnete Poppe, „ich habe Mathematik studirt und bin Astronom. Ich beherrsche die ganze höhere Mathematik."

Ich sah mir meinen Gast an und mußte unwillkürlich lächeln.

„Mann," sagte ich, „wenn Sie nicht komplet verrückt sind, so sind Sie der größte Spaßvogel, den es gibt. Was wollen Sie denn mit Ihrer Mathematik hier in Kimberley?"

„Mein Glück machen," versetzte Poppe treuherzig.

„Aber womit denn?" fragte ich.

„Ja, ich weiß es auch nicht recht; ich glaube, es wäre besser, ich hätte Maurer, Schlosser oder Bergmann gelernt; mit der exakten Wissenschaft scheint man aber hier nichts anfangen zu können."

Ich betrachtete den unglückseligen Mathematiker mit aufrichtigem Mitleid. „Der Mensch," sagte ich dann, „der Ihnen den Rath gegeben hat, nach Südafrika zu gehen, müßte gehenkt werden. Das ist eben das Traurige bei der deutschen Einwanderung, die wir gerade in Afrika haben, daß die ungeeignetsten Menschen

hierher kommen. Was war denn Ihre Absicht, als Sie hier nach Kimberley gingen?“

„Ich sagte es ja,“ erklärte Poppe, „ich wollte gern in den Diamantgruben arbeiten.“

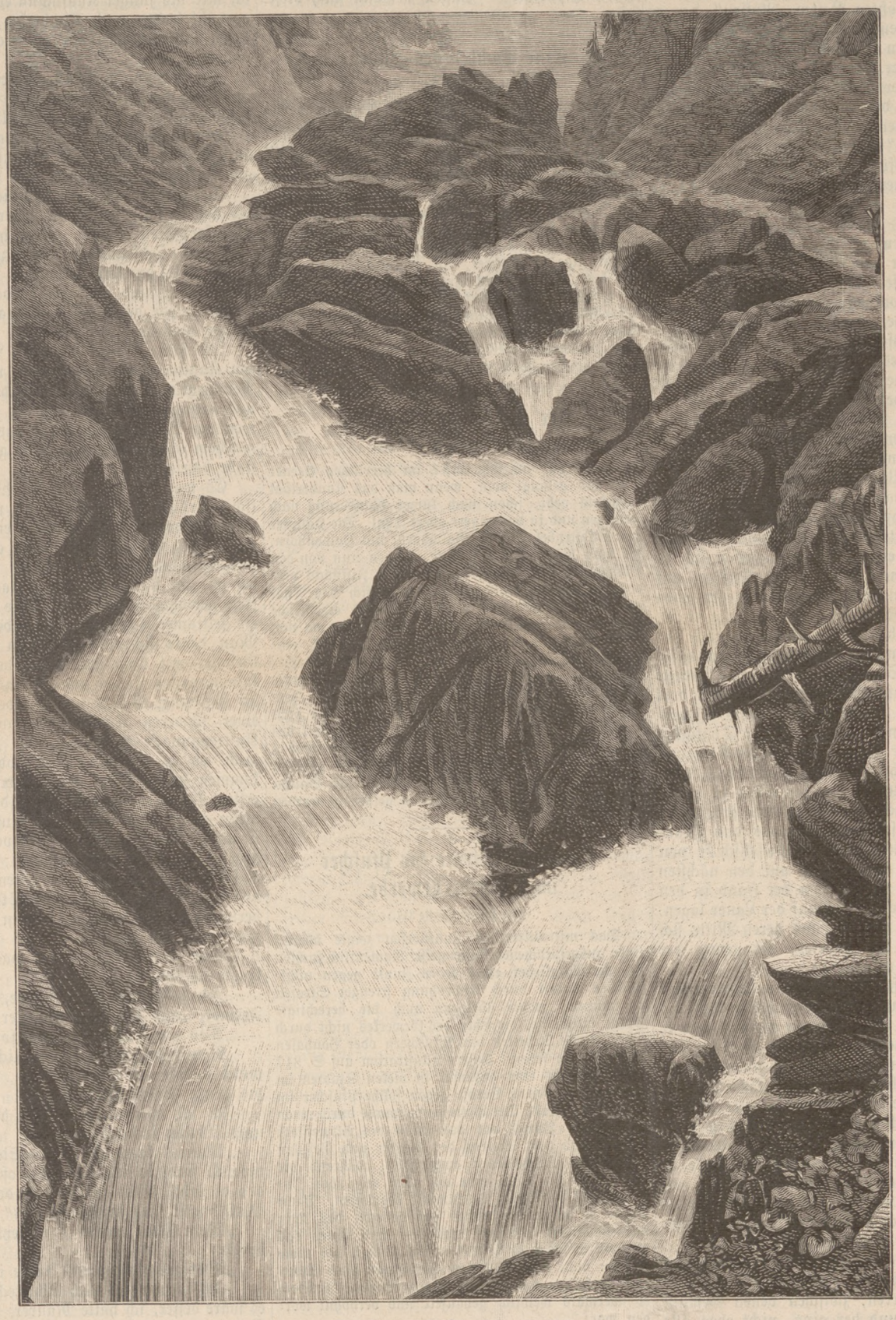
Natürlich haben Sie sich das in Ihrer Phantasie recht hübsch ausgemalt, wie Sie so hierher kommen, dann sofort Diamanten von Faustgröße finden und nach ein paar Monaten als Nabob wieder abreisen können! Wissen Sie auch, daß nur Hottentotten, Kaffern und Neger die Arbeit machen können, welche Sie nicht zwei Stunden, geschweige denn zwei Tage oder Wochen aushielten?“

Poppe ließ traurig seinen Kopf hängen.

„Dann ist meine letzte Hoffnung dahin. Unter den unsäglichsten Mühen bin ich hierher gekommen und dachte gerade hier noch etwas zu finden. Ich sehe ein, daß ich mich geirrt habe.“

„Wie kamen Sie denn überhaupt bis nach Kapstadt?“ fragte ich weiter.

„Ich sagte es ja,“ antwortete Poppe zögernd, „ich wollte mein Glück machen. Ich hatte in Deutschland keine Protektion, um an eine Sternwarte zu kommen, ich mußte etwas Praktisches ergreifen und wurde Rechner bei einer Versicherungsgesellschaft in Hamburg. Dort kommen Einem die Ideen von selber, in's Ausland zu gehen. Ich dachte, wenn Einer nur guten Willen habe und vor keiner Arbeit zurückscheue, müsse es schon gehen. Als dann der Kapitän Riesler aus Kapstadt nach Hamburg kam, um ein paar tausend Einwanderer nach der Kapkolonie frei hinüber zu befördern, meldete ich mich und langte vor einigen Wochen mit dem ‚German‘ in Kapstadt an. Ich hätte mich zu dem verzweifelten Schritte vielleicht doch noch nicht entschlossen, wenn ich nicht geglaubt hätte, ich könne durch diesen Schritt noch eine andere Person glücklich machen. Weshalb soll ich mich schämen, es Ihnen zu gestehen? Ich habe schon während meiner Studienzeit ein junges Mädchen kennen gelernt, das ich gern zu meiner Frau gemacht hätte. Damals hatte ich noch große Hoffnung auf eine Professur und auf eine vielleicht gut dotirte Stelle an einem öffentlichen Institut, später sah ich allerdings ein, daß sich so etwas auch in Deutschland nicht ohne Weiteres mache, und gab meiner Amalie das Jawort zurück; das nahm sie aber nicht an und erklärte, sie würde mir Zeit ihres Lebens treu bleiben. Da wollte ich nun die Sache mit Gewalt durchsetzen; ich dachte, vielleicht würde mir das Glück im fremden Lande günstiger sein — und so bin ich denn hier.“



Der Kanderfall (Schweiz). [S. 315]

Es wäre mir nicht möglich gewesen, dem guten Jungen auf seine offenherzige Erzählung hin jetzt noch unangenehme Dinge zu sagen. Er hatte eben gedacht, wie ein deutscher Idealist, und wenn ich ihm nicht half, so war bei seiner Unerfahrenheit und Hilflosigkeit sein Untergang gewiß. Das durfte ich auf keinen Fall geschehen lassen.

2.

Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten, und wo man Diamanten erntet, da wird auch viel gestohlen. Der Diamantendiebstahl und der Handel mit gestohlenen Diamanten entwickelte sich schon wenige Monate nach Entdeckung der kostbaren Gruben in Kimberley ungemein rasch. Die zahlreichen Detektives, welche die Regierung direkt von England hierher kommen ließ, waren nur dazu da, um dem I. D. B. zu Leibe zu gehen, das heißt: „Illicit Diamond Buying“, zu deutsch: „Gesetzwidriger Diamantenhandel“. Die Einnahmen, welche die Bergwerksbesitzer hatten, waren ja kolossale, aber der Dieb-

Ehemalige Strafe für Pfuscher im Schneidergewerbe. (S. 315)

stahl, der an Diamanten verübt wurde, drohte eine Zeitlang die Unternehmer und auch die Minen der Regierung betriebsunfähig zu machen, weil die Kosten sich nicht mehr verlohnten. Man erließ besonders strenge Gesetze, wonach jeder Mensch, der unerlaubterweise von einem Bergarbeiter, gewöhnlich von einem Kaffern oder Hottentotten, einen Diamanten kaufte, mit Zuchthaus bestraft wurde.

Mr. Fox und Mr. Bugineß waren damals die berühmtesten unter den Detektives, die gegen den Handel mit gestohlenen Diamanten vorgingen; durch ihre Geschicklichkeit wurden Diamanten im Werthe von Millionen für die Regierung und für die Privatunternehmer gerettet. Freilich, die Mittel, welche diese Leute anwandten, waren oft höchst verwerflich, kaum besser als der Diebstahl selbst. Auf den geringsten Verdacht hin wurden Leute verhaftet, und die Detektives scheuten sogar nicht davor zurück, Leuten, gegen die sie Verdacht hatten, eine Falle zu legen, indem sie solch' einem Verdächtigen Diamanten durch in ihren Diensten stehende Kaffern zum Kauf anbieten ließen. Kaufte der Verdächtige nun den Diamanten, so wurde er sofort verhaftet, und der Eid des Fallenlegers genügte, um den Betreffenden auf zwei bis drei Jahre nach Breakwater in's Zuchthaus zu bringen. Erhielten doch die Entdecker eines Diamantendiebes zehn Prozent vom Werthe der entdeckten Diamanten. Der Geldverdienst lockte daher auch manche andere Leute, auf eigene Hand die Polizisten zu spielen. Da waren zum Beispiel meine Nachbarn, Mr. Walcolm und Mr. Elias. Ersterer ein Engländer, der Andere ein Deutscher, welche einen Handel mit Eisenwaaren trieben und besonders mit Schaufeln und Picken bei den Bergleuten ein gutes Geschäft machten. Sie hatten durch ihren Handel sehr viel Verbindung mit Arbeitern und erfuhren daher, zuweilen durch geschickt geleistete Schnapsspenden, wenn wieder einmal ein Kaffer einen größeren Diamanten unterschlagen und an den Mann gebracht hatte. Daß sie sich mit solchen Sachen beschäftigten, dahinter kam ich erst, als eines Tages Mr. Fox in meiner Wirthschaft einen Engländer verhaftete, der ihm von Walcolm und Elias als Diamantenhehler verrathen worden war.

Ich hielt mich sorglich von der ganzen Sache fern, trotzdem mir oft genug von Kaffern und anderen Leuten, die bei mir verkehrten, Steine zum Kauf angeboten wurden, und warnte meinen Schützling Poppe streng davor, sich auf solche Dinge einzulassen, falls einmal an ihn die Versuchung herantreten solle.

Der Mathematiker war nämlich mein Gehilfe geworden, und ich konnte mit dem Engagement Poppe's zufrieden sein. Ich hatte ihn zuerst ein paar Tage bei mir behalten, weil mir der arme Kerl leid that; er half Flaschen spülen, den Keller in Ordnung halten und war, wenn auch ziemlich ungeschickt, bei der Bedienung der Gäste thätig. Allmälig aber entwickelte sich bei ihm eine eigenthümliche Begabung, nämlich die, in hervorragend interessanter und zugleich populärer Weise wissenschaftliche Dinge, wie zum Beispiel Astronomie, dem ungebildeten Zuhörer klar zu machen. Die deutschen Arbeiter waren ja nicht allzu zahlreich, aber es lebten doch insgesammt mehrere hundert Deutsche in Kimberley. Sie verkehrten bald nur noch bei mir, und meine Wirthschaft bekam den humoristischen Beinamen: „Zur Sternwarte".

Hermann Poppe saß jeden Abend in einer Ecke und erzählte in seiner schlichten und doch so fesselnden Weise von den Wundern des Sternenhimmels; zeitweise ging er an den klaren Abenden mit dem ganzen Schwarm hinaus vor die Thür und setzte dort seine Vorträge fort. Die Leute hatten in ihrem arbeitsamen Leben nichts als ein wenig Unterhaltung unter sich, die ziemlich einseitig war, und die einzige Abwechslung brachten ihnen die Zeitungen aus Europa. Sie betrachteten deshalb Poppe wie ein Wunderthier, und seine Vorträge gewährten ihnen einen Genuß, den sie im ganzen Leben nicht gekannt hatten. Man darf auch nicht vergessen, daß gerade die Leute in der Fremde, welche den Werth der Wissenschaften eingesehen haben, sich bemühen, etwas Neues zu lernen, und das konnte man wirklich bei Poppe's Vorträgen. Er erhielt dafür kein Honorar, aber ich gab ihm freie Verpflegung und bald auch ein Monatsgehalt, da ich ja von dem starken Besuch meines Wirthshauses den alleinigen Vortheil zog.

Einmal hatte es Poppe auch versucht, in den Minen zu arbeiten, aber schon nach acht Tagen war er ganz herunter und entkräftet. Er hatte sich auch bei den Minen als Rechner angeboten, aber es herrschte in Kimberley der für alle Fremden sehr unangenehme Grundsatz, daß man niemals solche engagirte, sondern lieber sich von den Agenten aus der Kapstadt Geschäftsleute kommen ließ, welche dort schon jahrelang gearbeitet hatten, und für deren Leistungen man durch den Agenten gewissermaßen eine Garantie hatte. Dann beschäftigte Poppe sich sehr lange mit einer wissenschaftlichen Arbeit, er wollte den Werth der Diamanten aus dem kubischen Inhalt berechnen; was er beabsichtigte, weiß ich nicht, da ich nicht wissenschaftlich gebildet genug bin. Er erzählte mir auch, daß Walcolm und Elias, besonders Letzterer, ihn dringend aufgefordert hätten, ein Gehilfe der Detektives zu werden. Sie hätten ihm goldene Berge versprochen, er aber wolle mit solchem Gewerbe nichts zu thun haben.

Auch mit Fox und Bugineß hatte Poppe wiederholt Unterredungen; die Detektives machten ihm ebenfalls den Vorschlag, in ihre Dienste zu treten, da er gerade durch seine Vorträge bei allen Arbeitern, die ihn kannten, ein ungeheures Vertrauen besaß. Mit Entrüstung wies Poppe aber auch dieses Ansinnen zurück, indem er unklugerweise die Detektives indirekt beleidigte, da er es für unter seiner Würde erklärte, von dem Unglück anderer Leute leben zu wollen. Er war eben der unverbesserliche deutsche Idealist, mit dem man in praktischen Dingen nichts anfangen kann.

Man denke sich nun meinen Schreck, als eines Tages Fox und Bugineß in meiner Wirthschaft erschienen und mich fragten, wo der deutsche Astronom sei.

Ich rief Poppe herbei, der in seinem Kämmerchen im Giebel des Hauses bei seinen Berechnungen saß, und Fox und Bugineß erklärten ihn ohne Weiteres wegen Hehlerei für verhaftet. Die Detektives behaupteten, sie könnten ihm Kaffern vorführen, die zu beeiden bereit seien, daß er wiederholt Steine von ihnen gekauft habe. Er solle die Steine nur herausgeben, man sei hinter seine Schliche gekommen.

Poppe erklärte ruhig, er sei unschuldig, und während Bugineß ihn bewachte, hielt Fox bei mir eine Haussuchung, die indeß nicht das mindeste Verdächtige ergab. Trotzdem wurde der Mann abgeführt und in Untersuchungshaft gesetzt.

Mir ahnte nichts Gutes für ihn, denn mit einem Deutschen pflegen die englischen Gerichte in Kimberley nicht viel Umstände zu machen. Ich mußte unwillkürlich an einen Streich von Walcolm und Elias denken, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Leute einen unschuldigen Menschen, nur weil er nicht auf ihre Vorschläge eingegangen war, in's Unglück stürzen wollten.

Ueber den Gang der Untersuchung gegen Poppe erfuhr ich fast gar nichts. Allerdings erschien Fox sehr oft bei mir, anscheinend, um auch mich zu überwachen, und ich bereute eine Zeitlang, Poppe in mein Haus genommen zu haben, weil auch ich jetzt verdächtig geworden war. Ich suchte Fox klar zu machen, daß Poppe sich unter keinen Umständen hätte auf einen Handel mit Steinen einlassen können, weil er keinen Pfennig Geld besaß; das geringe Gehalt, das ich ihm gegeben hatte, mußte er dazu verwenden, um sich neu zu kleiden.

Der Detektive entgegnete, das seien Ausflüchte, er kenne Leute, die absichtlich die armen Teufel gespielt hätten, nur um unter dieser Maske Diamanten aufkaufen zu können. Dann könne Poppe auch Helfershelfer haben, und dabei sah er mich in so malitiöser Weise an, daß ich bestimmt glauben mußte, er hielte mich für einen Mitschuldigen Poppe's.

Ich gab nun meiner Meinung Ausdruck, daß Walcolm und Elias vielleicht einen Racheakt an Poppe begangen hätten. Fox aber erklärte diese Behauptung für Unsinn, denn Walcolm und Elias seien Leute, welche der Regierung und der Polizei bereits große Dienste geleistet hätten.

Fast acht Wochen brachte Poppe in Untersuchungshaft zu, dann erschien er eines Tages, um mir mitzutheilen, man habe ihn wieder laufen lassen, da die Untersuchung nichts Belastendes gegen ihn ergeben habe. Es waren allerdings drei Kaffern als Zeugen gegen ihn aufgetreten, welche behaupten wollten, sie hätten ihm Steine zum Verkauf angeboten und er habe dieselben auch an sich genommen. Bei der Gegenüberstellung aber wurden die Kaffern unsicher, bei der zweiten nahmen sie ihre Aussagen zurück, und es blieb nichts Anderes übrig, als Poppe wieder laufen zu lassen. Der Richter hatte ihm für den Fall der Wiederverhaftung mit einer Strafe von mindestens zwei Jahren Zwangsarbeit gedroht.

Das war Alles, was ich aus Poppe herausbekommen konnte, über seine Erlebnisse im Gefängnisse erzählte er mir nichts. Er war eigenthümlich schweigsam, aber es kam mir vor, als sei er über das Unrecht, das man ihm angethan hatte, bis in das Innerste seines Herzens empört. Ich fragte ihn direkt, ob er glaube, Walcolm und Elias hätten ihn denunzirt und die falschen Zeugen gegen ihn gestellt. Er meinte, das wisse er nicht genau, es kümmere ihn auch nicht.

Er legte sich wie gewöhnlich Abends zur Ruhe, und zwar ging er sehr zeitig zu Bett. Als ich am Morgen aufwachte und nach ihm rief, war er verschwunden. Ich glaubte, er habe nach der langen Haft einen Spaziergang unternommen; er kehrte aber auch am zweiten, dritten und vierten Tage nicht zurück, und ich fand mich veranlaßt, deshalb Fox und Bugineß, als sie in meine Wirthschaft kamen, von dem Verschwinden des Fremdlings Mittheilung zu machen.

3.

Mittlerweile waren Tage vergangen. Fox kolportirte eifrig in ganz Kimberley die Erzählung von dem großen Gauner Poppe und der Art und Weise, wie er uns Alle zum Narren gehabt hätte. Walcolm und Elias aber trieben ihr Spitzelhandwerk weiter und denunzirten mit außerordentlicher Geschicklichkeit.

Es war am siebenten Tage seit dem Verschwinden Poppe's. Ich war sehr früh aufgestanden und hantirte in meinem als Keller dienenden Aufbewahrungsraum herum, als es draußen an die Thür klopfte. Ich öffnete und sah zu meinem Erstaunen Poppe vor mir, aber in einem Zustande, der aller Beschreibung spottet. Sein Gesicht war aschgrau, seine Augen lagen tief in den Höhlen und hatten einen eigenthümlichen Glanz, sein Körper schüttelte sich wie im Fieberfrost, und mit einer Stimme, die man kaum vernehmen konnte, bat er mich um Unterkunft nur für wenige Stunden. Natürlich fragte ich ihn, woher er käme, aber er sagte mir, ich

solle ihm nur ein paar Stunden Zeit zur Erholung lassen. Er habe seit einer Woche fast nichts gegessen und ebenso wenig Schlaf gehabt. Ich flößte ihm einen ordentlichen Schluck Brandy ein und gab ihm etwas zu essen.

Poppe erholte sich zusehends, reichte mir die Hand und sagte: „Ich will es Ihnen tausendfach vergelten. Ich habe sie und halte sie fest!"

„Wen?" fragte ich erstaunt.

„Die großen Schufte," sagte er, seine innere Erregung mühsam unterdrückend, „ich habe sie, die Schufte Walcolm und Elias, die sich daran bereichern, daß sie andere Leute unglücklich machen, und die auch mich in's Unglück stürzen wollten. Sie, mein Herr, haben mich angenommen, als ich ohne jede Hilfe und ohne einen Pfennig Geld hierher kam; Sie haben an mir gehandelt, wie ein Landsmann handeln muß, haben durch meine Verhaftung auch Unannehmlichkeiten gehabt und sollen nun auch Theil haben an dem Gewinn, den ich mache. Geben Sie mir noch einen Schluck Brandy, damit ich mich aufrecht erhalte, ich muß die nächsten Stunden auf den Beinen bleiben, sonst ist Alles verloren."

Mir kam die Rede Poppe's etwas verwirrt vor, ich mußte fast annehmen, er spreche im Fieber.

„Wo sind Sie denn so lange gewesen?" fragte ich.

„Nur Geduld!" antwortete er. „Sie werden Alles erfahren. Daß ich nie mit Diamanten gehandelt habe, wissen Sie am allerbesten, denn ich habe nie Geld dazu gehabt. Aber der Zufall hat es gewollt, daß ich in den ersten Tagen meiner Anwesenheit etwas entdeckte, was ich sofort für sehr gefährlich für mich hielt. Dort drüben in der dunklen Ecke der Wirthsstube saß ich an einem Abend an dem Tisch und beobachtete von dort aus, daß Elias, der am Nebentische saß, einen Gegenstand aus seiner Tasche warf, als er seine Uhr herauszog. Dieser Gegenstand kollerte bis zu mir, ich bückte mich, fand einen harten Gegenstand im Finstern und fragte Elias, ob er ihn verloren habe. Er sah sich das Ding an und sagte, er glaube, es gehöre ihm; es sei eine Probe von einem Stück Kupfererz. Ich war damals noch außerordentlich ‚grün' und dachte auch, die Diamanten, die hier gegraben werden, seien bereits geschliffen und strahlten und funkelten in tausend Farben. Es war ein roher Diamant, und, wie ich jetzt weiß, ein ziemlich werthvoller. Elias treibt also zusammen mit Walcolm I. D. B., ohne allen Zweifel, und ich war, ohne es zu wollen, Mitwisser seines Geheimnisses geworden. Von diesem Tage an suchten Walcolm und Elias mich auf ihre Seite zu ziehen. Ich wußte damals nichts Gewisses, erst im Untersuchungsgefängniß habe ich es erfahren. Ich saß mit einem Kaffern zusammen, der etwas Englisch kann, und man hatte uns wahrscheinlich zusammengesperrt, weil man glaubte, wir könnten uns doch nicht miteinander verständigen. Der Kaffer war ebenfalls wegen Diamantendiebstahls angeklagt, ich gab ihm einige Ausreden an, die er machen solle, und sie schienen gewirkt zu haben. Aus Freude darüber hat mir der Mann die Art und Weise, wie die Kaffern ihre Brillanten bei Walcolm und Elias in deren Eisenladen loswerden, verrathen. Gleich am Eingang des Ladens steht eine Kiste mit alten Nägeln und Schrauben; beim Eintritt in den Laden wirft der Kaffer den in Papier gewickelten Diamanten in den Kasten, gibt dann ein besonderes Zeichen und beginnt um eine Schaufel oder eine Picke mit einem der Kompagnons zu feilschen. Der Andere nimmt unterdeß unauffällig den Diamanten aus der Kiste heraus, prüft ihn und mischt sich dabei in das Feilschen hinein. Während andere Zuhörer glauben, der Kaffer und die beiden Händler stritten sich um die Picke oder eine Schaufel, wird der Preis des Diamanten festgesetzt und bezahlt. Der Kaffer hat mir zugeschworen, daß Walcolm und Elias das größte heimliche Diamantenlager der Kolonie besäßen. Wenn es gelänge, ihr Versteck aufzufinden und sie zu überführen, würde man so viele Diamanten finden, wie noch nie auf einer Stelle aufgefunden worden sind.

Ich beschloß, die Schufte zu entlarven. Ich kehrte zu Ihnen zurück und machte mich in der ersten Nacht auf, um meinen Plan durchzuführen. Auf dem Hause, in dem Walcolm und Elias ihren Laden haben, befindet sich ein sehr verfallener Boden, der kaum so viel Raum bietet, daß ein Mensch sich dort aufhalten kann. Auf diesem Boden habe ich sieben Tage und Nächte gelegen und durch die Ritzen in der Decke unter beständiger Lebensgefahr beobachtet, was unten vorging, bis ich etwas entdeckte, was meinen Zwecken dienen konnte. Ich habe es kaum gewagt zu schlafen, denn ein Schnarchen oder Husten hätte mich verrathen, und Walcolm und Elias hätten mich sicher nicht mehr lebendig fortgelassen. Ich habe mich nur in Nächten auf Stunden herunter getraut, um etwas Wasser zu trinken. Meine Empörung über die Schufte hat mich aufrecht erhalten, und jetzt weiß ich, sie besitzen Diamanten im Werthe von vielen tausend Pfund Sterling. Sie haben ein besonderes Versteck in dem Raum, der ihnen als Hauptlager dient. Ich habe sie beobachtet, wie sie dort Mauersteine aus der Wand herausholten, in dem sich in Fächern mindestens hundert große und kleine Diamanten befinden. Sie haben neue Diamanten dort hineingelegt, dann den Kasten wieder an seinen Ort gebracht, die Steine vorgebaut und einen ganzen Haufen von Eisenmaterial vor der Stelle aufgeschichtet. Die Halunken müssen aber sofort dingfest gemacht werden, denn ich habe gehört, wie sie sich darüber beriethen, daß sie in den nächsten Tagen ihren Raub in Sicherheit bringen wollten." . . .

Wir gingen gemeinsam zu dem Gouverneur der Stadt, um diesem die Entdeckung Poppe's mitzutheilen.

Sofort wurden alle Detektives, die zur Hand waren, herbeigerufen, und eine Stunde später waren nicht nur Walcolm und Elias verhaftet, sondern auch ihr Diamantenlager aufgefunden das nach ungefährer Schätzung einen Werth von zwei Millionen Mark hatte. Die Prämie betrug also 200,000 Mark, auf welche Poppe allein Anspruch hatte. Er erhielt das Geld, während Elias und Walcolm zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt wurden.

Ich brachte Poppe selbst noch mit einer Handelskarawane bis Beaufort und freute mich unterwegs über die Fortschritte, welche die Eisenbahn machte, die man nach Kimberley zu bauen begann. Von Beaufort benutzten wir nach Kapstadt die Eisenbahn, und Poppe schied voll Glückseligkeit, nun doch seinen Zweck in Afrika erreicht zu haben. —

Als ich vor einigen Jahren mich mit zufriedenstellendem Gewinn von den afrikanischen Geschäften zurückzog und wieder nach der deutschen Heimath kam, besuchte ich auch Poppe und freute mich, ihn als einen angesehenen Mann zu finden. Ich hätte in dem würdevollen Familienvater und Gelehrten kaum die Jammergestalt wieder erkannt, die eines Tages in Kimberley sich bei mir meldete, um in der südafrikanischen Stadt Diamanten zu graben.

Allen jugendlichen und unerfahrenen Lesern dieser Zeilen möchte ich aber auf's Dringendste abrathen, sich darauf zu verlassen, daß ihnen ein ähnlicher Glücksfall begegnet, wie meinem Freunde. Wäre die Sache schief gegangen, so hätte man ihn mehrere Jahre in das Zuchthaus von Breakwater geschickt und später aus der Kolonie abgeschoben. So ist es schon manchem armen Teufel ergangen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein interessanter Bettler. — Während des ersten französischen Kaiserreichs konnte man Jahre hindurch alltäglich auf dem Pont des Arts einen Bettler gewahren. Jedermann kannte ihn, Jedermann gab ihm. Er saß stumm auf der Brücke; dennoch reichte ihm vom Marschall bis zum Sergeanten, vom Minister bis zum Lastträger, jeder eine kleine Gabe. Nur eine Eigenthümlichkeit besaß der sonst so stille und ruhige Mann, die ihn beinahe zu einer Art von Berühmtheit in Paris machte; so oft man nämlich seinen Namen nannte, wurde er zornig, und bei der Wiederholung wüthend. Vergebens suchte man lange Zeit dieser seltsamen Eigenheit auf die Spur zu kommen. Sein Tod, der im Jahre 1828 erfolgte, löste endlich das Räthsel.

Jean Pierre la Rue, so hieß der Mann, war der Sohn eines wohlhabenden Bürgers in Paris. Die Schreckniss der Revolution raubten dem Vater den größten Theil seines Vermögens. Der Sohn betrieb nun das Gewerbe seines Vaters weiter und suchte, so viel es die damaligen Verhältnisse erlaubten, durch Fleiß und Thätigkeit die Familie zu ernähren. Da nöthigte ihn eines Tages sein Geschäft, eine kleine Reise nach der Provinz zu unternehmen und während der Abwesenheit des jungen la Rue flößte den Helfershelfern Robespierre's ohne jede Ursache der Vater Mißtrauen ein. Die Gesetze jener Periode des Terrorismus sind bekannt: da galt kein Flehen, keine Entschuldigung, kein Beweis, kein Recht. Der alte la Rue wurde verhaftet, verurtheilt und auf das Schaffot geschleppt.

Zur selben Stunde kommt der Sohn nach Paris zurück. Sein Weg führt ihn über den Grèveplatz. Er sieht die Guillotine in voller Arbeit. Eine Menschenmenge hindert ihn, das nächste Schlachtopfer zu erkennen. Er frägt, wer der Unglückliche sei, und aus vielen Kehlen vernimmt er das erschütternde Wort: „La Rue!"

Nun stand Pierre allein mit seiner Mutter. Noch immer dauerten die grausenerregenden Unruhen in Paris fort. Wenn Jean Pierre nicht mußte, verließ er das Haus nicht.

Eines Abends, als er mit seiner Mutter beim frugalen Abendessen saß, vernahm er ein tobendes Geräusch auf der Straße, das sich immer mehr dem Hause näherte. Plötzlich erscholl der Ruf: „La Rue!" Die Mutter eilt zum Fenster und öffnet es. Ein Büchsenschuß streckt die Frau todt nieder. Ihm selbst gelang es zu entkommen. So hatte zum zweiten Male der Name „La Rue" einen fürchterlichen Eindruck auf Jean Pierre gemacht.

Die Schreckniss der Revolution waren vorüber. Unser la Rue lebte still und eingezogen und nährte sich redlich. Bekanntschaften suchte er wenig und äußerst unangenehm war es ihm, wenn man seinen Namen nannte. Er glaubte dabei unwillkürlich, es müsse ein Unglück folgen, wenn man ihn aussprach.

Da brachte ihn ein Geschäft in das Haus eines braven Fabrikanten. Bald überzeugten sich die beiden Männer, daß ihre Gesinnungen vollkommen übereinstimmten. La Rue besuchte Brèmont (so hieß der Fabrikant) häufig, zuletzt täglich, und nach wenigen Wochen schon schien im Hause Brèmont's etwas zu fehlen, wenn la Rue ausblieb. Dies geschah indessen nur sehr selten und nur bei außergewöhnlicher Veranlassung; denn für la Rue selbst war es das größte Bedürfniß, so oft als möglich bei Brèmont sich einzufinden; war doch Louison, die achtzehnjährige Tochter seines Freundes, ein noch stärkerer Magnet, als die Freundschaft ihres Vaters. Die beiden Herzen verstanden sich bald, und es bildete sich zwischen den zwei Leutchen ein inniges Verhältniß, auf Achtung und Liebe gegründet.

La Rue hielt bald förmlich um Louison's Hand an, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Seine Laune hatte sich, als er Bräutigam war, auch merklich gebessert, er war nicht mehr der alleinstehende, trostlose, verzweifelnde Mensch; nur hing ihm noch immer die Abneigung gegen seinen Namen an, und zuweilen, wenn im traulichen kleinen Kreise davon die Rede war, wie froh und zufrieden er nun lebe, seitdem er sich wieder eine neue Familie gewonnen hatte, entschlüpfte ihm die Aeußerung:

„Alles wäre gut, wenn ich nur den fatalen Namen nicht hätte!"

Brèmont und Louison waren zu diskret, um weiter in ihn zu drängen und vielleicht dadurch Ereignisse zu berühren, die ihm schmerzlich sein konnten. La Rue andererseits besaß von jeher einen Grad

von Verschlossenheit, der ziemlich allen Menschen eigen ist, die schon so schwere Schicksalsschläge getroffen haben. Daher kam es, daß die Sache nie näher erörtert wurde.

Der Vermählungstag kam näher. Unser Brautpaar träumte von nichts Anderem, als von den Freuden der Ehe, wie es die meisten angehenden Eheleute vor der Hochzeit thun.

La Rue mußte eine kleine Reise nach Dijon unternehmen. Schmerzlich war die Trennung, und nur die Gewißheit, sich bald wieder zu sehen und auf immer zu besitzen, war ihr Trost.

Eines Tages, während der Abwesenheit des Bräutigams, verbreitete sich in Paris auf einmal das Gerücht: ein Raubmörder, der vor zwei Jahren nächtlicherweile das Hotel der Marquise von B. beraubt und die Eigenthümerin erschlagen habe, sei endlich in Dijon verhaftet und nach erfolgtem Geständniß hingerichtet worden. Sein Name sei — la Rue.

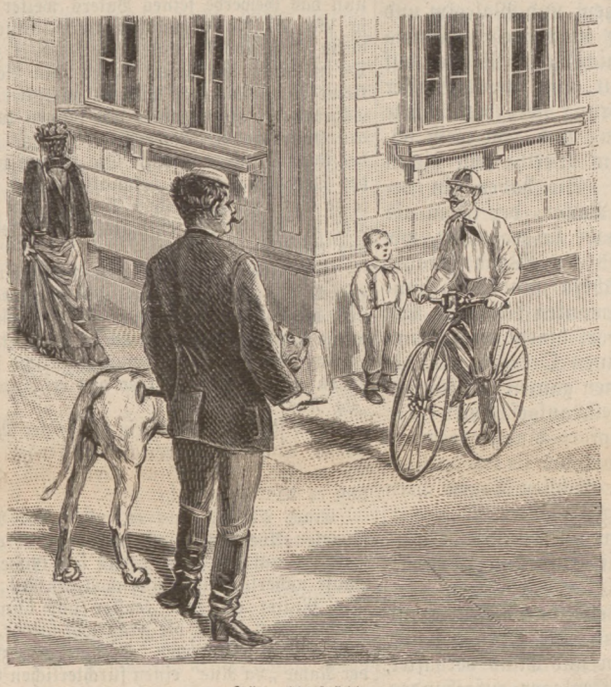
Auch zu Brémont's Ohren kam die Kunde, der anfangs, obschon dadurch einen Augenblick unangenehm berührt, daß der Mörder den Namen la Rue führte, doch der Sache nicht die mindeste Aufmerksamkeit weiter schenkte. Als er jedoch am anderen Morgen die amtliche Anzeige im „Moniteur" fand, da erst fiel ihm das Zusammentreffen der Umstände auf: la Rue's Abneigung gegen seinen Namen, seine Reise nach Dijon, seine Verschlossenheit über manche Dinge und vornehmlich sein Stillschweigen seit seiner Abwesenheit.

Er beschloß, das Gerücht vorderhand noch vor Louison geheim zu halten. Unglücklicherweise geht die junge Braut aber in einen Laden, um einige ihr noch zur Hochzeit erforderlichen Putzgegenstände einzukaufen. Zufällig ist das Papier, in welches man sie wickelt, das Blatt des „Moniteurs". Louison's Auge fällt von ungefähr auf die amtliche Anzeige. Sie liest — erstarrt — und stürzt mit einem Aufschrei des Entsetzens der Putzhändlerin todt in die Arme. Zwei Stunden später trifft la Rue wohlbehalten in Paris ein und hört und findet, was sich mittlerweile mit Louison zugetragen.

Der verzweifelte Vater theilt ihm Alles mit. Er erfährt nun durch den unglücklichen Bräutigam, daß sein Stillschweigen, wie sein längeres Ausbleiben lediglich durch überhäufte Geschäfte veranlaßt worden.

Jener Raubmörder, der leider auch den Unglücksnamen la Rue trug, war ein ihm ganz fremder Mensch, den er niemals gekannt und der auch keineswegs mit seiner Familie verwandt war.

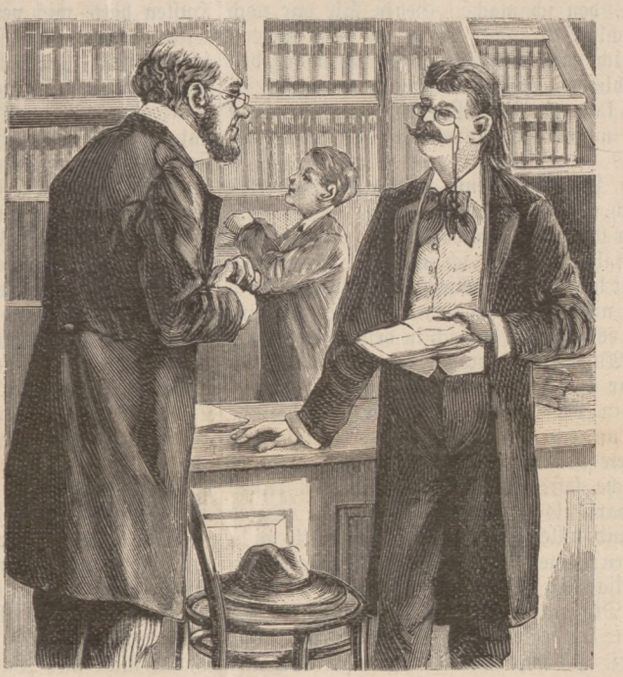
Humoristisches.



Für alle Fälle.

Student (zum Radfahrer): Weshalb fahren Sie denn immer hier um's Hospital herum?

Radfahrer: Damit ich gleich Hilfe hab', wenn ich stürz'; ich lerne erst!



Ein bekannter Name.

Dichter: Ich möchte diese Gedichte gern in Buchform herausgeben.

Verleger: Ich will sie durchleien, freilich, ob ich sie veröffentlichen werde, kann ich Ihnen nicht bestimmt versprechen, dazu müßten Sie schon einen bekannten Namen haben.

Dichter: O, mein Name ist in ganz Deutschland bekannt. Ich heiße — Meyer.

Von dieser Stunde ab war ihm sein Name ein entsetzliches Wort. Er floh die Welt, schloß sich in sein Zimmer ein und öffnete die Thür nur, um gleich einem Gefangenen Nahrung zu empfangen. Wer ihn beim Namen nannte, versetzte ihn in Zorn. Immer mehr beschäftigte ihn die fixe Idee, daß sein Name ihn elend gemacht.

Der kleine Ueberrest seines Vermögens war bald aufgezehrt, und es that ihm wohl, zuweilen auf dem Pont des Arts, wo er täglich vom Morgen bis zum Abend saß, Almosen zu erhalten.

Er beleidigte Niemanden, war nie aufgeregt; nur der Klang seines Namens übte eine merkwürdige Macht über ihn aus; der brachte ihn zu sich, den verstand er und der versetzte ihn in Zorn.

Das Jahr 1828 erlöste ihn von seiner erbarmungswürdigen Lage. Wenige Stunden vor seinem Tode schien er wieder seine volle Geisteskraft gewonnen zu haben. „Der böse Name!" waren seine letzten Worte. [B. Emil König.]

Tscherkessische Höflichkeit. — Als der russische General Rajewski im Jahre 1838 Tuals genommen hatte, und eine Menge Tscherkessen gefallen waren, erschien andern Tags ein Abgesandter bei ihm mit der Bitte, ihm die Todten auszuliefern. Der General gewährte diese Bitte, und der Tscherkesse sagte darauf dankbar und höflich: „Möge Allah mir Gelegenheit geben, daß ich einst Deinen Leichnam den Deinigen ebenso ausliefern kann!" [D.]

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 39:

Trägheit geht langsam voran, Armuth holt sie bald ein.

Ausscheidungs-Räthsel.

Aus jedem der nachstehenden zehn Wörter: Siegel, Mandel, Inster, Banner, Pardon, Einfalt, Gasse, Schnecke, Haller, Baruch, ist durch Ausscheidung eines und Umsetzung der übrigen Buchstaben in der Weise ein neues Wort zu bilden, daß dieses letztere aus dem gegebenen ausscheidet und ein Buchstabe als Rest bleibt (z. B. Nadel — Lena = d). Die neu zu bildenden Wörter bezeichnen: 1) eine Art Spur, 2) ein Geschäftslokal, 3) einen männlichen Vornamen, 4) das Merkmal einer Wunde, 5) eine Gottheit der alten Deutschen, 6) eine Waffe, 7) eine Art mündlich überlieferter Erzählung, 8) ein Gasthaus, 9) einen Vogel, 10) einen Theil eines Ganzen.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die zehn Restbuchstaben einen um die Erforschung Afrikas hochverdienten Deutschen.

Auflösung folgt in Nr. 41.

Buchstaben-Räthsel.

Mit **w** ist's der Beachtung werth,
Mit **n** verhält's sich umgekehrt.

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösungen von Nr. 39:

der Charade: Flaschenzug; des Zahlen-Räthsels: Blase, Salbe, Basel.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.